

Z W E I F R E U N D E

Novelle von Ezard Lanius

Weil er in der Großstadt schon als Obersekundaner eine ruchbar gewordene Liebesgeschichte mit einer Frau, deren Mann in der Gesellschaft bekannt war, unterhalten hatte, taten ihn die Eltern in die kleine Stadt. Er wohnte bei einer Lehrerfamilie, die, sozialdemokratisch gesinnt, in bezug auf Fleiß und Opferfreudigkeit in der kleinen Beamtenstadt ein Vorbild war. Die Lehrerfrau, die sich dreimal in der Woche eine Aushilfe hielt, sprach mit ihm auch über Nietzsche. Er hatte ein Zimmer, das er beliebig mit Frauenbildern ausschmücken durfte. Doch mußte alles in den Grenzen der Kunst bleiben.

Er war der Sohn eines Berliner Bankiers und hieß Ernst. Die Kleinstadt war zunächst tödlich für ihn. Er radelte nach den Schularbeiten die Promenade am Teich vorbei in den Wald. Die Gewohnheit, auf der Straße die Zigarette im Munde zu behalten, brachte er aus der Großstadt mit, in der die Schulordnung das nicht verbot wie hier. Durch Zufall lernte er Frieder kennen, den Sohn eines angesehenen Bürgers der kleinen Stadt. Frieder hatte nur Verwandte in der Großstadt, aber hatte nie dort leben dürfen. Bald stellte sich heraus, daß Ernst und Frieder die einzigen geistigen Menschen der kleinstädtischen Jugend waren. Ernst war kühn, nicht auf den Mund gefallen, konnte gegen seine Lehrer „frech“ werden, wenn es nötig war. Frieder war Erster in seiner Klasse. Aber er war ein Träumer, kein Handelnder. So wenigstens schien es Ernst, der nach dreimaligem Zusammensein heraus hatte, was es mit Frieder auf sich hatte. Ernst war schöner als Frieder. Krawatte, Hut, Anzug, Hosen schmiegt sich seinem Körper besser an. Frieder war gesund und im allgemeinen fleißig. Er hatte auch seine schlechten, unaufmerksamen Tage, aber seine Tugend litt dann unter dieser Schwäche. Faulheit war für ihn selbst die größte Strafe.

Gar zu gern hätte Frieder die Ursache gewußt, warum Ernst nicht in der Großstadt hatte bleiben dürfen. Aber Ernst sagte ihm das nie, — auch später nicht. Die übliche Ausrede vor Fremden war die: „Mein Vater ist krank. Ich mußte darum anderswo zur Schule gehen.“

Sie besuchten verschiedene Schulen. Ernst das Realgymnasium, Frieder die humanistische Bildungsanstalt. Frieder war Ernst um die Spanne eines Semesters voraus, denn Ernst hatte einmal in der Schule zurückbleiben müssen. Aber sie waren gleichaltrig. Frieder sagte zu seinen Eltern: „Ich habe jetzt einen feinen Freund. Er ist so klug, ganz anders als die Jungen hier. Wißt Ihr, er ist gar nicht schulklug. In der Klasse ist er gerade so Durchschnitt. Aber was weiß er alles! O, er wird einmal etwas!“ Und daß er sein Freund war, ließ ihm den Gedanken besonders angenehm erscheinen, daß Ernst einmal ein großer Mann werden könne. Denn Frieder träumte von Ruhm und Ehre auch für sich selber, und hielt ein Drama in seinem Schubfach, an dem er jeden Tag eine Folioseite schrieb, und das er, fertiggestellt, dem Freunde zeigen wollte.

Frieder hätte sich nicht gern von seinen Eltern getrennt wie Ernst doch offenbar. Aber mit seinen Eltern hatte er auch Unstimmigkeiten. Eins seiner Dramen, mit 16 Jahren verfaßt und mit 17 verworfen, fußte ja sogar auf dem Konflikt, daß ein Sohn mit seiner Mutter im Widerstreit steht. Trotzdem hörte er nie auf, den Eltern zu sagen, was er dachte. Ernst beschrieb seine Eltern kaum. Einmal war die Mutter in der Kleinstadt. Frieder schien sie schön. Ernst hatte einen Freund in der Großstadt. Der war Kaufmann geworden. Dieser Freund spielte eine große Rolle in den Gesprächen der beiden. Wenn zum Beispiel Frieder äußerte, der Körper spiele keine so große Rolle in der Liebe, wie manche modernen Dichter, zum Beispiel Wedekind, behaupt-